



Leseprobe

Hazel Prior

Miss Veronica und der Ruf der Pinguine

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 15,00 €



Seiten: 400

Erscheinungstermin: 21. Dezember 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

HAZEL PRIOR
Miss Veronica und der Ruf der Pinguine



Hazel Prior

Miss Veronica
und der Ruf
der Pinguine

Roman

Aus dem Englischen
von Thomas Bauer

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2021
unter dem Titel »Call of the Penguins«
bei Black Swan, an imprint of Transworld Publishers,
Penguin Random House, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Dezember 2022
Copyright © der Originalausgabe 2021 by Hazel Prior
Published by Arrangement with HAZEL PRIOR LTD.
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2022
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: FinePic®, München
Landkarte im Innenteil: © Liane Paine
Redaktion: Ilse Wagner
KS · Herstellung: ik
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in the EU
ISBN: 978-3-442-49360-9

www.goldmann-verlag.de

*Für Ursula,
die ebenfalls den Ruf der Pinguine
gehört hat und ihm gefolgt ist.*

1

Veronica



The Ballahays, Ayrshire, Schottland

»Ich habe Eileen gebeten, für uns in Schottland Pinguine ausfindig zu machen.«

Daisy stößt einen kleinen Freudenschrei aus und springt vom Sofa auf. Ich befürchte, dass ihr ständiges Herumgehüpfe ihm nicht gerade guttut, und achte immer darauf, mich in den wertvolleren Queen-Anne-Sessel zu setzen, wenn wir in meinem »Salon« sind, dem kleineren der beiden Wohnzimmer auf The Ballahays. Manchmal grenzt Daisys Leidenschaftlichkeit an Vandalismus.

»Du brauchst Eileen nicht zu bitten«, verkündet sie. Ihr Tonfall ist ziemlich dreist, aber ich beschließe, darüber hinwegzusehen, da sie kein gesundes Kind ist. »Ich kann die schottischen Pinguine auf meinem Handy suchen.« Sie wühlt in ihrer schwindelerregend bunten Tasche, fördert ihr Telefon zutage und fuchtelt damit herum. Das Telefon ist nichts weiter als ein kleines flaches Rechteck, aber ich weiß, dass sie es enorm effizient bedienen kann.

»Steck dieses Ding weg«, fordere ich sie auf. »Es ist abominabel, mitansehen zu müssen, wie eine Neunjährige ihr Leben mit solchem sinnlosen Firlelfanz vergeudet.«

»Ein Bommel? Das klingt lustig!«

»Ist es nicht, glaub mir.«

Sie lässt das Telefon in ihrer Tasche verschwinden. Vom Thema scheinen wir bereits wieder abgekommen zu sein, was für mich ein bisschen gefährlich ist. Daran ist nicht etwa mein Gedächtnis schuld (es ist wie immer in Topform) – man verliert oft den Überblick, wenn man sich mit Daisy unterhält, weil es in ihrem jungen Kopf drunter und drüber geht. Ich kehre schleunigst zum Thema zurück, bevor wir den Faden ganz verlieren.

»Pinguine«, erinnere ich sie, »sind nicht nur ungemein unterhaltsam, wir können uns alle ein Beispiel an ihnen nehmen. Es lohnt sich auf alle Fälle, welche ausfindig zu machen.«

»Ich weiß«, entgegnet sie. »*Denk an die Pinguine!*«

Das war das kleine Mantra, das ich oft wiederholt habe, um sie während ihrer Chemotherapie vor Weihnachten aufzuheitern. Pinguine sind nicht nur ganz bezaubernd, sondern verkörpern für mich Mut, Entschlossenheit und Widerstandsfähigkeit. Da sie tagtäglich mit Herausforderungen konfrontiert sind wie langen Wanderungen durch verschneite Einöden und Schwimmen in eiskaltem Wasser, ohne dabei von Robben gefressen zu werden, sind sie der Inbegriff von Lebensfreude unter widrigsten Umständen. Ich freue mich, dass Daisy das voll und ganz verstanden hat.

Sie klettert wieder aufs Sofa, kniet sich hin und schaut über die Lehne zum Erkerfenster hinaus, als hoffte sie, einen ihrer Lieblingsvögel auf dem Rasen herumwatscheln zu sehen. Der Garten auf The Ballahays hat mehrere Staudenrabatten, einen Brunnen und eine bemerkenswerte Ansammlung von Rhododendren vorzuweisen, die allesamt von Mr Perkins liebevoll gehegt und gepflegt

werden, aber leider herrscht dort ein eklatanter Mangel an Pinguinen.

»Vielleicht werde ich eine Pinguinstatue anfertigen lassen«, überlege ich laut. »Zwischen den Sträuchern würde sie sich wahrscheinlich ziemlich gut machen.«

Daisy ist schon allein bei der Vorstellung völlig aus dem Häuschen. Ihre ungewöhnlich großen blauen Augen leuchten. Auf ihrer Nase – bei der es sich noch um eine kleine kindliche Stupsnase handelt, obwohl sie selbst erschreckend schnell wächst – befinden sich ein paar Sommersprossen. Wenn ihr Mund gerade nicht beschäftigt ist, erinnert seine Form an eine Rosenknospe. Sie ist trotz des Haarausfalls ein hübsches Mädchen. Der orangefarbene Schal, den sie um den Kopf gewickelt trägt, ist allerdings nicht gerade vorteilhaft. Ich habe ihr angeboten, ihr eine Perücke zu kaufen, doch davon will sie nichts wissen. Daisy ist eine sehr eigenwillige junge Dame.

Ich bin stolz darauf, dass es ihr erster Wunsch war, mich zu besuchen, nachdem sie aus dem Krankenhaus entlassen worden war und ihre Verfassung es zuließ. Ihre Eltern und ihr Bruder begleiteten sie hierher und blieben für ein paar Tage, inzwischen sind sie aber wieder zurück nach Bolton gefahren. Daisy muss sich nach wie vor jeden Tag ausruhen und verschiedene Medikamente einnehmen, aber sie behauptet, dass sie nicht mehr so müde ist, seit sie hier ist. Ich bin dagegen müder, seit sie hier ist. Doch das ist die Sache ganz und gar wert.

Es ist erfreulich, dass der McCreedy-Charme noch zu funktionieren scheint, aber womöglich hat auch die baufällige jakobinische Eleganz von The Ballahays ihren Teil dazu beigetragen, Daisy hierherzulocken. Abgesehen von den zwölftausend Quadratmeter großen Gartenanlagen hat das Anwesen noch viele andere Dinge zu bieten, die ihrer lebhaften Fantasie Nahrung geben:

Eichenvertäfelungen, Kaminecken, mehrere Treppenhäuser und zwölf Zimmer, die allerlei Antiquitäten und Kunstgegenstände beherbergen. Besonders angetan ist sie von meinem gepolsterten Schemel, der die Form eines Esels hat, von meiner Kutschenuhr, von meinem Pianola und von meinem Standglobus. Von dem speziellen Foto, das bei mir im Flur hängt, ganz zu schweigen.

»Irgendwann reise ich auch in die Antarktis so wie du, Veronica«, verkündet Daisy. »Und dann treffe ich Pip.«

Sie rennt los, um das Foto zu holen. Ich wünschte, sie würde das nicht tun, da es sich in einem großen, schweren Rahmen befindet und ich mir Sorgen mache, dass sie es fallen lässt. Es liegt mir nämlich besonders am Herzen, da ich es von dem wunderbaren Fernsehmoderator Robert Saddlebow geschenkt bekommen habe, dessen Tierdokumentationen mich dazu inspirierten, mich auf meine abenteuerliche Reise zu begeben. Ich freue mich, ihn jetzt *Sir* Robert nennen zu dürfen, seit letzter Woche, als 2013 still und leise in 2014 überging und die »New Year Honours«-Liste veröffentlicht wurde.

Auf dem Foto zeichnet sich Pips Silhouette klar vor dem Schnee ab. Als ich ihn kennenlernte, war er noch ein graues flaumiges Knäuel von der Größe einer Teetasse mit riesigen Füßen. In der Zwischenzeit ist er ziemlich gewachsen und hat jetzt die für Adelpinguine typische weiße Brust, während der Rest seines Gefieders seidig glänzend schwarz ist. Er wurde eindeutig beim Watscheln fotografiert, da er einen seiner Füße leicht angehoben hat. Seine Flossen sind abgespreizt. Sein Kopf ist nach vorn geneigt, sein Schnabel geöffnet, und sein Gesichtsausdruck ist aufgeweckt und neugierig.

»Er sagt: »Hallo Daisy und Veronica«, stimmt's?«, beschließt Daisy.

»Ja, Daisy, ganz sicher«, erwidere ich. Lügen sind meistens viel einfacher und netter als die Realität.

Ich frage mich, was tatsächlich in Pips Kopf vorgeht. Im Hintergrund sieht man ein verschwommenes Mosaik aus anderen Pinguinen, die mit ihrem Alltag beschäftigt sind. Die Aufnahme besitzt die Kraft, mich jederzeit zurückzusetzen. Ich würde alles dafür geben, noch einmal diese glitzernde Landschaft sehen und inmitten der riesigen chaotischen Ansammlungen schwarz-weißer Vögel umherwandern zu können. Im Vergleich dazu ist mein Alltag hier eintönig: essen, schlafen, lesen, Müll aufsammeln; entscheiden, ob ich zum Tee das Wedgwood-, das Royal-Crown-Derby- oder das Coalport-Service nehme; Eileen, die mit dem Staubsauger oder mit einer Dose Bienenwachspolitur herumswirrt ...

Ich bin dankbar, dass ich ein komfortables Leben führen kann. Trotzdem empfinde ich ein gewisses Bedauern in meinem Herzen: Ich werde nie wieder ein solches Abenteuer erleben. Um den Globus zu reisen, das ist schlecht für unseren Planeten, und überhaupt wäre es für meinen siebenundachtzigjährigen Körper nur schwer zu ertragen. Die Sehnsucht ist allerdings da.

»In Schottland gibt es keine Pinguine.«

Daisys Bruder Noah, obwohl erst sieben Jahre alt, ist das, was man gemeinhin als »neunmalklug« bezeichnet. »Pinguine findet man nur auf der Südhalbkugel«, behauptet er. Wir kommunizieren mit Noah mittels einer Vorrichtung, die sich Skype nennt. Skype (schon allein dem Namen fehlt es an Musikalität) ist noch so ein mühseliger technischer Schnickschnack, den die jüngere Generation für unverzichtbar hält. Daisys Eltern haben es auf The Ballahays eingerichtet, weil sie dachten, sie müssten täglich visuellen Kontakt mit ihr haben, während sie hier ist. Das Eindringen von Skype in diesen friedlichen Haushalt macht Eileen genauso viel Angst wie mir, aber wir haben uns inzwischen damit abgefunden.

Daisy streitet jetzt mit Noah in einer Tonlage, die mein Hörgerät erzittern lässt.

»Und ob es in Schottland Pinguine gibt!«, kreischt sie. »Das werde ich dir beweisen!«

»Wie denn?«, will ihr Bruder in ähnlich ohrenbetäubender Lautstärke wissen. Mich wundert, dass Skype noch nicht in tausend Stücke explodiert ist.

»Bitte, Daisy«, flehe ich sie an. »Nimm Rücksicht auf den Kronleuchter!«

Sie blickt kurz auf zu dem Waterford-Kristalllüster, der über ihr hängt und tatsächlich leicht klirrt.

Sie senkt die Stimme und unterlegt den nächsten Satz mit einem dringlichen Zischen. Ich höre das Zischen, verstehe aber kein einziges Wort.

Als das Gespräch beendet ist, tänzelt sie ins Esszimmer, um Eileen zu drangsaliieren, die gerade mit dem Staubwedel zugange ist und dabei irgendetwas Unmelodisches summt. Eileen ist inzwischen geübt darin, Hausarbeit zu erledigen und gleichzeitig Daisy bei Laune zu halten, deshalb lasse ich die beiden machen und ziehe mich in den ersten Stock zurück, um mich ein bisschen auszuruhen.

Es ist zweifellos eine Herausforderung, ein Kind im Haus zu haben, aber niemand kann behaupten, Veronica McCreedy würde sich vor Herausforderungen drücken. Ich glaube, meine antarktischen Abenteuer haben das unterstrichen.

In meinem Schlafzimmer blättere ich den *Telegraph* durch, der wie üblich den ganzen, wenig reizvollen Katalog menschlicher Marotten und Verfehlungen beinhaltet. Ich bin ziemlich erleichtert, als ich auf die Seite mit dem Kreuzworträtsel stoße. Wenn man ein fortgeschrittenes Alter erreicht hat, muss man unbedingt seine grauen Zellen in Form halten, und ich finde großes Vergnü-

gen daran, kryptische Hinweise zu entschlüsseln. Leider kann ich meinen Kugelschreiber nicht finden. Ich weiß, ich habe ihn hier irgendwo hingelegt, aber das verdammte Ding ist fest entschlossen, mir einen Strich durch die Rechnung zu machen und sich zu verstecken. Nachdem ich in jedem Winkel des Sekretärs gesucht habe, entdecke ich den Kugelschreiber schließlich neben einem Stapel Postkarten.

Also, wozu habe ich ihn gebraucht? Ich wollte bestimmt einen Brief an meinen Enkel Patrick schreiben. Eileen kann ihn dann auf ihren Computer übertragen und ihn ihm per E-Mail weiterleiten. Ich muss ihm unbedingt alles über Daisys Besuch erzählen, also lasse ich mich zurück in meinen Sessel sinken, um mir den Wortlaut zu überlegen, aber mein Kopf fühlt sich außerordentlich schwer an ...

Als ich wieder zu mir komme, fällt mein Blick auf die Uhr, und ich stelle mit Entsetzen fest, dass es bereits halb drei ist.

Ich rapple mich steif hoch und bahne mir dann den Weg ins Erdgeschoss.

»Komm mit, Daisy, Liebes. Zeit für unseren Spaziergang.«

Ich gehe mit ihr in den Windfang, und sie schlüpft in eine bauchige Jacke, die an einen Schlafsack erinnert, und setzt eine Strickmütze mit Pompon auf. Ich ziehe mir in der Zwischenzeit meinen scharlachroten Mantel und meine robusten Wanderstiefel an. Wie immer nehme ich meinen Stock, um mich aufstützen zu können, und eine Handtasche mit; man kann nie wissen, wann man ein Taschentuch oder Schmerztabletten braucht. Es ist praktisch, dass Daisy mich begleitet, weil sie unbedingt den Müllsack und die Abfallgreifzange tragen möchte.

Daisys Eltern bestanden darauf, dass sie jeden Tag an die frische Luft kommt. Was das anbelangt, bin ich ganz ihrer Meinung. Ich

verdanke meine außerordentliche Zähigkeit meiner lebenslangen Angewohnheit, tagtäglich den Küstenpfad von Ayrshire entlang-zuwandern. Daran halte ich fest, was auch immer mir das schottische Wetter entgegenschleudert, sei es Schnee, Hagel oder Eisregen. Eileen fleht mich oft an, nicht zu gehen (»Ach, Mrs McCreedy, heute ist es zu kalt!«), doch das spornt mich erst recht an. Als Daisy und ich heute aufbrechen, gibt es jedoch keinen Niederschlag, es ist nur grau und düster, und hier und da liegt ein wenig Schnee. Wir verlassen The Ballahays durch das Eingangstor und gehen die kurze, schmale Straße entlang, die zur Küste führt. Die Hecken zu beiden Seiten weichen bald struppigen Ginsterbüschen, verwitterten Felsen und einem Gefühl von Weite.

Mit ihren Adleraugen erspäht Daisy schnell den ersten Abfall, eine Chipstüte, die sich im Farngestrüpp verfangen hat. Sie stürzt sich mit der Zange darauf und steckt sie mit einem Triumphschrei in den Müllsack.

Der Himmel und das Meer sind silberfarben miteinander verschmolzen. Die Schreie der Möwen klingen gedämpft, und über der Natur liegt die für Januar typische Spannung, als wartete sie darauf, dass alles wieder zu wachsen beginnt. Ich halte ein gleichmäßiges Tempo, während Daisy umherrennt und weitere Beute macht: einen alten, löcherigen Gummistiefel, eine zerbrochene Glasflasche, ein gebogenes Stück Plastik, von dem ich glaube, dass es von einem Tierfutterbehälter stammt, eine zerdrückte Coladose und ein Stück dickes orangefarbenes Seil.

Daisy hantiert sehr gerne mit der Greifzange, und ich glaube, ich werde ihr eine kaufen, bevor sie wieder nach Hause fährt. Das wird sowohl ihr guttun als auch der Umgebung von Bolton, die eine gründliche Säuberung ganz bestimmt viel nötiger hat als der Klippenpfad von Ayrshire. Es ist schön zu beobachten, wie viel Freude sie heute hat. Als wir wieder auf The Ballahays ankommen,

ist das Leuchten in ihren Augen stärker, und ihre Wangen sind rosiger.

Eileen nimmt uns an der Haustür in Empfang. Ihre gelockte Haarmähne ist ungekämmt, ihr Doppelkinn schwabbelt, und sie wirkt aufgeregt, als sie uns aus unseren Jacken hilft. Sie wird später ihre Gummihandschuhe anziehen und den Müll danach sortieren, was recycelt werden kann und was in die Restmülltonne muss. Ich habe ihren Lohn erhöht, um ihr diese unappetitliche Arbeit, die sie zusätzlich zu all ihren anderen Aufgaben für mich erledigt, großzügiger zu vergüten.

Zum Glück warten auf dem Küchentisch eine Tasse frisch gebrauter Darjeeling-Tee und ein dampfender Becher heiße Schokolade auf uns. Als ich mir meinen Tee nehme und Daisy sich ihre Schokolade, verschränkt Eileen stolz die Arme.

Ich schaue sie fragend an. »Ich merke, dass Sie uns etwas sagen möchten, Eileen. Bitte tun Sie sich keinen Zwang an. Schütten Sie uns einfach Ihr Herz aus.«

Auf ihrem Gesicht zeichnet sich ein breites Lächeln ab. »Ich habe sie gefunden«, verkündet sie.

2

Veronica



Eileen fährt uns. Ich wäre durchaus in der Lage, mich selbst hinters Steuer zu setzen, habe das Fahren aber vor drei Jahren aufgegeben. Meine Reaktionen sind blitzschnell wie eh und je, wie ich dem Arzt unmissverständlich mitgeteilt habe, und ich sehe mehr als ausreichend gut in die Ferne. Nach meinem kleinen Missgeschick mit dem Jaguar und einem äußerst lästigen jungen Mann in seinem Vauxhall bin ich aber zu dem Entschluss gekommen, dass ich auf solchen Ärger verzichten kann.

Der Schnee von letzter Woche ist weggetaut und der Tag erfüllt von hellem zitronengelbem Sonnenschein. Während der gefleckte Himmel und die grünen Hügel Schottlands am Fenster vorbeifliegen, sitzt Daisy still auf dem Rücksitz (ich habe den Verdacht, sie treibt auf ihrem Telefon heimlich Unfug in irgendwelchen »sozialen Medien«). Eileen summt beim Fahren vor sich hin und macht gelegentlich Bemerkungen wie: »Was für ein herrlicher Tag«, und: »Hübsche Wolken, nicht wahr?«.

Schließlich überqueren wir eine Kreuzung, biegen links ab und fahren unter einem nicht zu übersehenden Schild durch, auf dem »Lochnamorghy Sea Life Centre« steht.

»Wir müssen unbedingt ein Selfie mit den Pinguinen machen, Veronica!«, ruft Daisy hinter mir, als wir den Wagen am hinteren Ende des Parkplatzes abstellen. »Du machst doch ein Selfie mit uns, oder?«

»Schon möglich«, versichere ich ihr, da ich nicht durchblicken lassen will, dass ich nicht genau weiß, was »ein Selfie machen« beinhaltet. Wenn es irgendetwas mit »einen Handstand machen« oder »einen Spagat machen« gemein hat, habe ich nicht die Absicht, ihrer Bitte nachzukommen. Tatsächlich würden meine Gliedmaßen so etwas ohnehin nicht zulassen.

Eileen, Daisy und ich gehen durch einen riesigen Eingang mit einer Glasdrehtür. Die Frau am Empfang erklärt forsch und effizient: »Zum Aquarium gradeaus. Gehen Sie bis zum Ende des Gangs und folgen Sie der Beschilderung für Robben, Otter, Seevögel und Pinguine.«

Wir folgen den Schildern durch ein Labyrinth von Gängen. Sie sind von informativen Postern über das Leben im Meer gesäumt, die wir völlig ignorieren. Die bedrohlichen Tintenfische, Kraken, Quallen und die anderen mit Tentakeln und Schuppen versehenen Kreaturen, die in den mit grauem Wasser gefüllten Aquarien zu beiden Seiten herumschwimmen, ignorieren wir ebenfalls. Wir sind alle drei gleichermaßen auf unser Ziel fixiert. Daisy läuft immer wieder voraus und kehrt dann wieder zu uns zurück wie ein aufgeregter Welp.

Wir werden hier keine Adeliepingvine zu sehen bekommen. Da diese in der Antarktis zu Hause sind, wäre es Tierquälerei, sie in wärmeren Gefilden zu halten. Aber es warten andere Arten auf uns, die an ein milderes Klima gewöhnt sind.

Als wir bei dem Gehege ankommen, sehe ich zunächst nur Pärchen und Familien mit kleinen Kindern, die sich davor drängen. Wir schieben uns nach vorn. Wir befinden uns in einem breiten,

mit einem Netz überspannten Bereich, vor einem unnatürlich blauen nierenförmigen Becken. Hinter einer Absperrung aus rotem Band entdeckte ich eine Ansammlung von Vögeln, die zwischen Felsen, Sand und ein paar niedrigen gemauerten Höhlen herumstehen.

Eileen bahnt sich den Weg durch die Menge und ruft dabei: »Entschuldigung, Entschuldigung!«, bis wir eine Stelle mit guter Sicht finden. Daisy sprudelt vor Aufregung über. Auch ich verrenke mir den Hals, um etwas sehen zu können. Schließlich erblicke ich sie.

Brillenpinguine haben am Kopf eine schwarz-weiße Zeichnung, um ihre Brust verläuft ein schwarzer Streifen, und über ihren Augen sind rosafarbene Flecken Haut zu sehen. Die meisten von ihnen lungern nur herum, aber ein paar gleiten in das Becken, als wir uns nähern. Sie sind äußerst attraktiv. Noch mehr entzücken uns allerdings die Goldschopfpinguine mit ihrem mächtigen Kopfschmuck aus langen gelben Federn, die dort herausstehen, wo man ihre Ohren vermuten würde. Sie haben etwas Skurriles und Keckes an sich und sehen wirklich spektakulär aus.

Wir sehen zu, wie zwei Pinguine, die auf einem Felsen stehen, sich gegenseitig putzen, wobei ihre langen Schnäbel glänzendes Gefieder durchwühlen. Nach getaner Arbeit hüpft einer der beiden von dem Felsen herunter. Als er bemerkt, dass er Publikum hat, kommt er auf uns zugewatschelt und sieht uns mit einem Auge an, dann mit dem anderen. Sein Schopf wackelt leicht in der Brise. Er richtet den Schnabel in den Himmel und bewegt den Kopf hin und her, sodass es beinahe so aussieht, als würde er tanzen.

»Oh, seht ihn euch an!«, ruft Daisy. Ich habe selten ein so begeistertes Kind erlebt.

Der Pinguin plustert sich auf, macht den Schnabel auf und stößt einen lauten, schmach tenden Schrei aus.

Meine Augen beginnen zu kribbeln. Über siebzig Jahre lang habe ich es mir nicht gestattet, auch nur ein einziges Mal zu weinen, weil jemand einmal zu mir gesagt hat, Weinen sei ein Zeichen von Schwäche. Inzwischen glaube ich das nicht mehr, aber ich fühle mich noch immer unwohl dabei, Emotionen jeglicher Art öffentlich zur Schau zu stellen. Nichtsdestoweniger kommen mir heutzutage erschreckend oft die Tränen, und ich kann so gut wie nichts dagegen tun.

»Hier, bitte sehr, Mrs McCreedy, nehmen Sie das.« Ich habe ein frisch gewaschenes Taschentuch in meiner Handtasche, nehme das Papiertaschentuch, das Eileen mir hinhält, aber gnädigerweise an.

»Alles in Ordnung, Veronica?«, erkundigt sich Daisy und blickt zu mir hoch, um meinen Gesichtsausdruck zu studieren.

»Das kommt von meinen Nasennebenhöhlen. Die machen mir manchmal Probleme«, erkläre ich ihr kurz angebunden.

Diese Pinguine lassen sich nicht ganz mit meinen Adelie-Freunden vergleichen, aber sie sind genauso wichtigtuereich und begeisterungsfähig. Unser freundlicher Goldschopf trompetet noch einmal.

»Wir nennen ihn Mac«, verrät uns eine der sogenannten Pinguinaufseherinnen und tritt vor. Die junge Frau besitzt ein gesundes Selbstbewusstsein und einen schaukelnden Pferdeschwanz. »Er wurde von Hand aufgezogen. Als er noch ein Küken war«, fügt sie hinzu.

Ich blicke von ihr zu dem Pinguin und wieder zurück. »Dann haben Sie ihn also mit einer Spritze mit einer genau ausgewogenen Mischung aus verflüssigtem Krill und Thunfisch gefüttert?«

Ihre Augen weiten sich ein wenig. Es sieht so aus, als würde sie versuchen zu berechnen, wie ihre Antwort lauten soll. »Ähm ... also ich habe ihn nicht selber ...«

»Das ist Veronica McCreedy«, fällt Daisy ihr ins Wort. »Sie war in der Antarktis und hat ein Pinguinbaby namens Pip gerettet, und dann ist sie krank geworden, und Pip hat *sie* gerettet! Und« – Daisy holt Luft – »sie ist mit Robert Saddlebow befreundet.«

»Mit *dem* Robert Saddlebow«, fügt Eileen hinzu.

»*Sir* Robert Saddlebow«, betone ich.

Ich muss zugeben, dass mir die Bewunderung meines Schützlings schmeichelt.

»Ja, deine Omi ist eine tolle Frau«, sagt die Aufseherin, die offensichtlich kein Wort von dem glaubt, was Daisy ihr erzählt hat. Ich überlege, ob ich sie korrigieren soll, was ihre »Omi«-Bemerkung anbelangt, habe aber keine Lust. Mein Hauptaugenmerk ist ohnehin auf den Pinguin gerichtet, der wirklich ganz entzückend ist.

»Darf ich ihn füttern?«, fragt Daisy voller Eifer.

»Jetzt nicht. In zwanzig Minuten ist Fütterungszeit.« Die Aufseherin wirkt erleichtert, wieder auf vertrautem Terrain zu sein. Sie geht neben Daisy in die Hocke und spricht wie eine große Schwester zu ihr. »Dann kannst du ihnen allen dabei zuschauen, wie sie ihr Mittagessen genießen. Vielleicht gebe ich dir sogar einen oder zwei Fische, damit du mir beim Füttern helfen kannst.«

Meine Beine sind inzwischen müde. Daisy und Eileen ziehen los, um die Gehege mit den Robben und den Ottern zu suchen, während ich mich auf den Weg zur Teestube mache. Ich hole mir ein Stück Bakewell-Torte und eine Tasse Darjeeling. Zumindest nennen sie den Tee Darjeeling (vermutlich, um den Aufpreis von einem Pfund zu rechtfertigen), geschmacklich ist er allerdings eine herbe Enttäuschung. Aber ich will mich nicht beschweren.

Ich lasse mich an einem kleinen Tisch am Fenster nieder und schaue hinaus auf den Streifen Meer, der hinter der Ecke des Gebäudes zu sehen ist. Nachdem ich den Goldschopfpinguinen und

den Brillenpinguinen einen Besuch abgestattet habe, ist es wahrscheinlich unvermeidlich, dass meine Gedanken darauf bestehen, in die Antarktis zurückzukehren, zu der Kolonie von Adeliepinguinen, zu meiner Freundin Terry und zu meinem Enkel Patrick. Ich habe viel in das Locket-Island-Projekt investiert, sowohl im metaphorischen als auch im wörtlichen Sinn, da ich ihm einen monatlichen Betrag zukommen lasse, vor allem deshalb, weil Patrick jetzt dem Team angehört.

Terry und er sind seit einem Jahr ein Paar. Terry heißt eigentlich Teresa und ist zu hundert Prozent eine Frau – wenngleich sie durch ihren Verzicht auf Make-up und eine richtige Frisur wenig dafür tut, um das zur Schau zu stellen. Im Gegensatz zu Sir Robert wird sie wahrscheinlich nie eine Fernsehpersönlichkeit werden, aber wie er gehört sie zu den wenigen Menschen auf diesem Planeten, die meinen Respekt erlangt haben.

Manche würden sagen, dass Patrick Terry nicht verdient, und es gab eine Zeit, da hätte ich ihnen zugestimmt. Patrick ist wie Kaviar. Nicht etwa, weil er eine edle Delikatesse ist – ganz im Gegenteil! –, sondern weil er einen gewöhnungsbedürftigen Geschmack hat. Als ich ihm das erste Mal begegnete, was erst achtzehn Monate her ist, hatte ich zunächst eine Abneigung gegen ihn. Mit seinem schmuddeligen Äußeren, seiner einfältigen Art und seiner scheinbaren Unreife für seine achtundzwanzig Jahre bleibt Patrick ein unwahrscheinlicher Kandidat für meine Zuneigung. Mir fällt es nicht leicht, jemanden ins Herz zu schließen, und die Blutsbande allein würden in diesem Fall nicht genügen. Aber ich habe Patricks liebenswerte Seite kennengelernt. Ich habe gesehen, wie er sich um andere kümmert. Ich habe gesehen, wie er Terry anheimelt. Und ich habe gesehen, wie sehr er Pinguine liebt.

Meine Hand hebt sich automatisch zu meinem Hals, und ich streiche mit den Fingern an der dünnen Kette meines Medaillons

entlang, das ich noch immer jeden Tag unter meiner Kleidung trage. Daisy hat die Kette neulich entdeckt und mich danach gefragt, deshalb habe ich das Medaillon hervorgeholt und es ihr gezeigt. Die Vorstellung, Schmuck zu besitzen, der winzige Gegenstände von persönlichem Wert enthält, hat es ihr ziemlich angetan. Ich habe es allerdings nicht für sie geöffnet. Im Gegensatz zu Terry bin ich in der Kunst der Empathie nicht besonders begabt, aber ich erkenne verschiedene Aspekte der Natur des Menschen. Ich habe festgestellt, dass es von Vorteil ist, immer ein Mittel zur Bestechung in Reserve zu haben, wenn Daisy wieder einmal über die Stränge schlägt, wie etwa: »Wenn du nicht sofort herkommst und dich an den Tisch setzt, zeige ich dir nie, was sich in meinem Medaillon befindet«, oder: »Wenn du mir meinen Lippenstift nicht zurückgibst, Daisy, wird das Medaillon immer ein Buch mit sieben Siegeln für dich bleiben«. Meine kleine List funktioniert ausgezeichnet, da Daisy von einer unersättlichen Neugier besessen ist.

Ich trinke meinen Tee aus und wische mit der Papierserviette die Tortenkrümel von meinem Schoß. Als ich einen Blick zur Tür des Cafés werfe, sehe ich, dass Eileen bereits da ist, um mich abzuholen. Sie zieht Daisy an der Hand hinter sich her. Wir marschieren gemeinsam zum Gehege zurück. Die Pinguinpflegerin mit dem Pferdeschwanz schwingt einen blauen Plastikeimer, aus dem sie den Pinguinen schlaffe Fische zuwirft. Die Fische haben einen schockierten Ausdruck in ihren toten, glasigen Augen, aber die Begeisterung der Pinguine ist mitreißend. Sie hüpfen herum, schnappen sich gierig die Fische mit ihren Schnäbeln, schlingen sie hinunter und verlangen lautstark nach mehr.

Die Aufseherin hält Daisy den Eimer hin. Daisy nimmt mit einer Mischung aus Ekel und Verzückung einen Fisch heraus, starrt ihn einen Moment lang an und schleudert ihn dann einem

Pinguin mit solcher Wucht entgegen, dass ich schon befürchte, sie könnte ihn zu Fall bringen wie einen Kegel. Sie ist erleichtert, als ihr die stets pragmatische Eileen anschließend ein Feuchttuch reicht.

Die meisten Zuschauer machen Fotos.

»Es wird Zeit für unser Selfie, Veronica! Unser Selfie mit den Pinguinen!«, ruft Daisy. »Damit ich Noah beweisen kann, dass es in Schottland *doch* Pinguine gibt.«

Sie streckt den Arm aus, um mit dem Handy ein gemeinsames Foto von uns machen, da ihre Arme aber nicht sehr lang sind, schafft sie es nicht, alles einzufangen, was sie möchte. Daraufhin bekommt Eileen das Telefon in die Hand gedrückt und wird gezwungen, Hunderte Fotos von Daisy und mir mit dem freundlichen Pinguin namens Mac zu schießen. Ich bin froh, dass ich auf dem Weg von der Teestube hierher noch einmal Lippenstift aufgetragen habe und dass ich eine vorzeigbare Schottenmuster-Handtasche in passenden Rottönen dabei habe. Ich achte darauf, sie außer Reichweite von Macs Schnabel zu halten, da ich schon einmal eine Handtasche durch ungezügelte Pinguinneugier verloren habe.

Auf der Fahrt nach Hause sagt Daisy uns, dass sie gerade Goldschopfpinguine googelt. Ich bin erstaunt, als sie entgegen meinen Erwartungen mit einigen interessanten Informationen aufwarten kann. Offenbar geht die englische Bezeichnung der Vögel, *Macaroni Penguins*, auf Dandys im achtzehnten Jahrhundert zurück, die häufig Hüte mit extravaganten Quasten trugen und als *Macaronis* bezeichnet wurden.

»Wie in dem Lied über Yankee Doodle!«, ruft Eileen in einem Tonfall von Verwunderung und Erkenntnis aus. »Kennst du das, Daisy?«

Daisy kennt das Lied nicht, und Eileen besteht darauf, es ihr beizubringen.

»Yankee Doodle reitet in die Stadt
Auf seinem braunen Pony.
Er hat 'ne Feder auf dem Hut
Und nennt es *Macaroni*.«

Meine Ohren werden von einer schrillen Stimme und einer tieferen, misstönenden Stimme attackiert, die diesen tiefgründigen Liedtext auf dem ganzen restlichen Nachhauseweg singen. Unter normalen Umständen fände ich das unerträglich, doch heute – aus Gründen, die sich mir nicht ganz erschließen – macht es mir überhaupt nichts aus.

3

Patrick



Locket Island, Südliche Sbetlandinseln, Antarktis

Die Sonnenstrahlen werden von den feuchten Felsen reflektiert, in jeder Vertiefung in der Landschaft liegt weicher Schnee, und ich schaue über Heerscharen von Pinguinen. Der Geruch von Fisch und Guano, dem Pinguinkot, kribbelt mir in den Nasenlöchern. In meinen Ohren schallt Geschnatter, Gekrächze, Gekreische und Gezwitzcher. Überall um mich herum watscheln niedliche gedrungene Vögel auf Kies und Eis herum. Über mir treiben riesige weiße Wolken. In der Ferne ist eine Kette von bläulichen Gipfeln und Gletschern zu sehen. Es ist einer jener Momente, in denen es mir wieder bewusst wird.

Ich lebe hier. Ich *lebe* hier, verdammt noch mal, auf dieser kleinen Insel vor der Küste der Antarktischen Halbinsel, die ich mir mit einigen Robben, Albatrossen, Skuas und Möwen teile ... und mit drei anderen Menschen. Und mit fünftausend Adeliepinguin. Ich hätte es niemals für möglich gehalten, dass ich einmal als professioneller Pinguinzähler ende. Aber ich hätte es auch niemals für möglich gehalten, dass ich eine reiche, exzen-

trische Großmutter habe, die ebenfalls von Pinguinen besessen ist.

Im Lauf des vergangenen Jahres habe ich mich voll und ganz dem Locket-Island-Lifestyle angepasst. Bolton vermisse ich kein bisschen. Na ja, vielleicht vermisse ich Gav und den Fahrradladen und Fernsehen und frisches Gemüse, aber sonst nicht viel. Es ist schon erstaunlich, wie schnell diese Wildnis zu meiner Welt geworden ist. In diesem Moment fehlt nur eines: Terry. Was für ein Jammer, dass wir in verschiedenen Bereichen der Kolonie arbeiten müssen. Es war viel besser, als wir noch gemeinsam gearbeitet haben, auch wenn wir uns dabei manchmal haben ablenken lassen ...

Terry sagt immer, dass ich mich entspannen soll. »Wir müssen doch nicht aneinanderkleben, um uns zu beweisen, dass wir einander lieben, oder?«, meinte sie neulich, als ich wieder einmal ziemlich besitzergreifend war. Aber ich kann einfach nicht anders, als leidenschaftlich zu sein. Wenn ich könnte, würde ich jede Minute mit ihr verbringen. Das soll nicht heißen, dass ich mich beklage, denn es ist echt unglaublich, dass sie mit einem Loser wie mir überhaupt Zeit verbringen will.

Ich werfe einen Blick auf die Uhr. Seit drei Stunden zähle und wiege ich Pinguine.

»Ich finde, ich habe mir wenigstens einen Kuss verdient«, murmele ich.

Ein frecher kleiner Pinguin blickt zu mir auf. Er schaut mich mit seinen Knopfaugen und stolzgeschwellter Brust an.

»Nein, ich meinte nicht von dir, mein Freund«, sage ich zu ihm.

Wir werden frühestens in einer Stunde in der Forschungsstation erwartet. Ich beschließe, Terry zu suchen und sie zurück zum Mittagessen zu begleiten. Ich greife zu meinem Funkgerät, doch dann überlege ich es mir anders und stecke es mir wieder in den Gürtel.

Ich weiß, wo sie sich ungefähr aufhält, und es ist viel lustiger, wenn ich sie überrasche.

Ich bahne mir den Weg zwischen den Felsen hindurch über das Geröll und marschiere, so schnell ich kann, den Hang hinauf. Die Temperatur beträgt heute nur dreieinhalb Grad, aber ich trage etliche Schichten Bekleidung übereinander, und der Anstieg bringt mich ins Schwitzen. Ich ziehe meinen Parka aus und klemme ihn mir unter den Arm. Als ich oben ankomme, bleibe ich stehen und verschnaufe ein bisschen. Von hier habe ich gute Sicht auf die Berge und auf den See in der Ferne, der passend zum Himmel blau-weiß marmoriert ist. Der Name der Insel rührt daher, dass sie oval ist und auf der Landkarte aussieht wie ein Medaillon, auf Englisch »locket«, wobei der halbrunde See am nördlichen Ende die Form einer Öse hat, durch die sich eine Kette fädeln ließe. Dahinter sehe ich das Meer, das hell leuchtet und mit weißen Eisbergen geschmückt ist.

Der Teil der Pinguinkolonie, für den Terry zuständig ist, befindet sich unten auf der anderen Seite. Von hier oben kann ich ihre orangefarbene Jacke erkennen, ein Farbkleck inmitten Tausender schwarz-weißer Punkte, bei denen es sich um Pinguine handelt. Ich gehe in ihre Richtung und schlängle mich dabei zwischen den Kieselsteinnestern hindurch. Es gibt unzählige winzige Pinguinküken, die inzwischen so unternehmungslustig sind, dass ich aufpassen muss, wohin ich trete. Die erwachsenen Tiere besitzen ein sehr elegantes schwarzes Gefieder. Sie sehen aus, als wären sie mit einem Smoking und einem gestärkten weißen Hemd bekleidet, während die Küken dunkelgrau und ziemlich unförmig sind. Man könnte problemlos eines von ihnen in die Hand nehmen und würde feststellen, dass es flauschig und weich ist. Ich hebe aber keines der Jungen hoch. Regeln sind Regeln. Bevor die Küken flügge werden, wiegen wir sie stichprobenartig, aber ansonsten gilt: nicht anfassen.

Selbst die erwachsenen Pinguine berühren wir nur dann, wenn wir sie wiegen oder mit einem Markierungsband versehen, und dafür gibt es eine ganz bestimmte Methode. Ich kann mit Stolz behaupten, dass ich ein fertig ausgebildeter Pinguinbändiger bin.

Die Mütter und Väter arbeiten unglaublich hart, um ihre Küken zu füttern, und wechseln sich beim Babysitten und bei ihren Wanderungen zum Meer und zurück ab. Bei ihrer Rückkehr sind sie vollgestopft mit Krill, den sie von Schnabel zu Schnabel in den Schlund ihrer Jungen leeren. Die Pinguinsprache ist mir ein absolutes Rätsel, aber die erwachsenen Tiere und die Küken erkennen sich gegenseitig an ihren Rufen. Dass sie sich bei all dem Geschrei wiederfinden, ist wirklich unglaublich.

Mir setzt es echt zu, all diese elterliche Liebe zu sehen, die enorme Hingabe und Zuwendung. Es wäre schön gewesen, wenn ich als Kind davon auch ein bisschen was abbekommen hätte. Diese Küken haben keine Ahnung, was für ein Glück sie haben.

Aber genug mit dem Selbstmitleid.

Da ist Terry, direkt vor mir. Terry, wie nur Terry sein kann: vollkommen versunken in einem riesigen Meer von Pinguinen. Mein Herz schlägt höher, als sie sich umdreht und winkt. Die Sonne scheint auf ihr blassblondes Haar, und sie kommt auf mich zu und manövriert dabei geschickt um die Nester herum.

»Patrick!«, ruft sie über den Pinguinlärm hinweg. »Stimmt was nicht?«

Ich schüttele energisch den Kopf. »Alles in Ordnung. Darf ein Mann nicht hin und wieder seine Liebste sehen?«

Sie schmiegt sich in meine offenen Arme, die ich gierig um sie schlinge. Wir tauschen einen langen, köstlichen Kuss, und ich stoße ihr dabei beinahe die Brille vom Kopf.

»Warum hast du mich denn nicht angefunkt?«, will sie wissen, nachdem sie nach Luft geschnappt hat. Es ist vereinbart, dass wir

uns gegenseitig sicherheitshalber wissen lassen, wo auf der Insel wir uns befinden.

»Muss ich wirklich der ganzen Welt mitteilen, dass ich gerade in Kuschellaune bin?«

»Nicht der ganzen Welt«, erwidert sie. »Nur mir und Dietrich und Mike.«

»Dietrich und Mike verstehen das nicht.«

Sie macht ein finsternes Gesicht. Ich streiche ihr mit den Fingern über die gerunzelte Stirn, glätte die Falten. »Entspann dich. Ich bin schließlich nicht ausgerutscht und habe mir das Rückgrat gebrochen, okay?«

»Ja, aber ...«

»Ich habe alle möglichen schrecklichen Gefahren in Kauf genommen, um dich zu sehen: Eis, Schnee, Felsen, Robben ... Eigentlich dachte ich, du würdest jetzt auf ein heißes Date mit mir kommen.«

Sie kann es sich nicht verkneifen, ihr unfassbar hinreißendes Lächeln zu lächeln. »Was schwebt dir denn vor?«

»Ich glaube, nicht weit von hier gibt es eine ziemlich heruntergekommene, aber sehr gemütliche Forschungsstation mit Sausage Rolls, die man nur aus dem Kühlschrank holen und in den Ofen schieben muss.«

»Ich gebe dir gleich Sausage Rolls«, antwortet sie in gespielt strengem Tonfall und schubst mich weg.

»Nichts lieber als das.«

Sie lässt allerdings nicht zu, dass wir uns auf den Weg machen, bevor sie noch eine Viertelstunde Pinguinkontrolle betrieben hat, also helfe ich ihr dabei.

Im Gegensatz zu manchen riesigen Stationen in der Antarktis, die auf den Gebieten der Meeresbiologie, Ozeanografie und Meteorologie forschen, operieren wir hier in kleinerem Rahmen.

Unser Spezialgebiet sind Pinguine, und eine Kolonie mit fünftausend Tieren ist nicht besonders groß. Manche Kolonien zählen – man höre und staune – über dreißigtausend Tiere. Trotzdem sind wir zu viert eigentlich unterbesetzt, weshalb Terry sich selbst ständig dazu drängt, noch mehr zu arbeiten. Sie leitet das Projekt nicht nur, sondern versucht, Menschen auf der ganzen Welt dafür zu gewinnen, indem sie einen Blog über unsere Arbeit schreibt. Letztes Jahr hat sie darin oft über Granny V berichtet, was bei der Leserschaft sehr gut ankam. Dietrich ist der Älteste von uns vieren und besitzt die besten Qualifikationen. Er studiert Pinguine schon sein ganzes Leben lang und bezeichnet sich selbst als »Pinguinologe«. Mikes Fachgebiet ist Biochemie. Er analysiert Blut, Knochen und Exkreme, um Details zur Ernährung und den Gesundheitszustand der Vögel herauszufinden. Bei der Drecksarbeit packen wir alle mit an: beim endlosen Zählen, Wiegen und Markieren der Pinguine. Diese Zahlen und Fakten sind das Herzstück unserer Arbeit und verraten uns enorm viel über den Zustand unseres gesamten Ökosystems. Momentan geht es mit den Pinguinpopulationszahlen erschreckend schnell auf und ab.

»Stört es dich eigentlich, dass deine Freundin gleichzeitig dein Boss ist?«, fragt Terry mich, als wir endlich gemeinsam den Hang wieder hinaufgehen.

»Wenn es dich nicht stört, dann stört es mich auch nicht«, entgegne ich. Sie hat überhaupt keine Allüren. Genau genommen ist sie der unbossigste Boss, der mir jemals begegnet ist.

»Es wäre aber schön, mehr von dir zu sehen«, füge ich hinzu und blicke sie von der Seite an. Ich hoffe, dass ich nicht schon wieder zu anhänglich klinge.

»Lass mich mal überlegen. Welchen Teil von mir hast du noch nicht gesehen, Patrick?«

Wir kichern.

Als wir oben ankommen, kehrt sie allerdings noch einmal zum Thema zurück, das ihr eindeutig zu schaffen macht. »Komm schon, gib's zu, du würdest dich lieber von mir rumkommandieren lassen, wenn ich einen schicken Hosenanzug oder eine freche verführerische Polizeiuniform anhätte.«

»Nö. Parka, Strickpullover und Thermounterhemd genügen mir voll und ganz.«

Dietrich und Mike sind bereits in der Forschungsstation, als wir dort ankommen. Sie schauen uns wissend an, Dietrich mit einem verständnisvollen Lächeln und Mike mit einem deutlich weniger verständnisvollen. Verständnisvoll gehört prinzipiell nicht zu Mikes Repertoire. Beide nehmen an, dass wir die Zeit mit Knut-schen anstatt mit Pinguinzählen verbracht haben. Die Sausage Rolls stehen bereits auf dem Tisch, zusammen mit einem Berg Erbsen und Pommes aus dem Ofen.

»Haut rein«, sagt Dietrich, dessen Englisch makellos ist.

Das tun wir.

»Irgendwas ist mit dem Wasser nicht in Ordnung«, stellt Mike fest und schaut mich vorwurfsvoll an, wie er es immer tut, wenn irgendein Gerät oder irgendeine Rohrleitung defekt ist.

»Okay, das ist bestimmt wieder die Umkehrosmoseanlage. Ich sehe sie mir später mal an.«

Mit der Umkehrosmoseanlage lässt sich Meerwasser zu Trinkwasser aufbereiten, indem Salz und sämtliche chemischen und biologischen Verunreinigungen herausgefiltert werden. Sie ist eine tolle Alternative zu Wasserflaschen ... vorausgesetzt, sie funktioniert. Die Forschungsstation ist ziemlich heruntergekommen, und es geht ständig irgendwas kaputt. Sie wurde vor Jahren für fünf Wissenschaftler errichtet, mangels finanzieller Mittel ging es mit ihr allerdings stetig bergab, und wenn Granny nicht wäre, hätte sie dichtgemacht werden müssen. Terry, Dietrich und Mike sind

studierte Umweltwissenschaftler, während ich nur ein einfacher Technik-Nerd bin, deshalb bin ich derjenige, der sich um sämtliche Reparaturen kümmern muss.

»Habt ihr Pip heute gesehen?«, erkundigt sich Dietrich, während er an einer Fritte knabbert.

Terry schüttelt traurig den Kopf. »Nein, heute nicht.«

Pinguinfindelkind Pip ist uns allen ans Herz gewachsen. Wir bemühen uns zwar, neutral zu sein, wenn man aber erlebt hat, was für eine Freude es ist, einen Miniaturwatschler im Haus leben zu haben, wird man zwangsläufig inkonsequent.

Nach dem Mittagessen fällt mir auf, dass Dietrich sich ständig über seinen borstigen Bart streicht, was er immer dann tut, wenn er sich Sorgen macht.

»Kann ich mal kurz mit dir reden, Terry?«, fragt er sie mit leiser Stimme.

»Klar.«

Die beiden verschwinden gemeinsam im Labor. Bei Mike und mir löst das sofort Neugier aus. Wir gehen in die Küche, um Kaffee zu machen.

»Stärker«, sagt Mike zu mir und schaufelt noch einen Löffel in den Filter. »Ich muss wach bleiben.«

Er leidet unter Schlaflosigkeit und schleicht die halbe Nacht in der Forschungsstation herum, was einer der Gründe dafür sein mag, dass er immer so gereizt ist.

»Was, glaubst du, ist mit Dietrich los?«, frage ich.

Mike zuckt mit den Schultern und trommelt ungeduldig mit den Fingern auf die Kaffeekanne. »Ich hoffe, er macht Terry nicht unnötig Druck. Darauf kann sie gut verzichten.«

Als die beiden zurückkommen, wirkt Dietrich erleichtert, aber Terry zieht die Stirn in Falten und kaut auf ihrer Unterlippe herum.

»Also, ich gehe dann mal!«, verkündet sie und schlüpft in ihre Stiefel, um draußen weiterzuarbeiten.

Ich hebe den Becher hoch. »Bleibst du nicht zum Kaffee?«

»Nein. Es gibt viel zu tun«, erwidert sie und schießt so schnell zur Tür hinaus, dass ich kaum verstehe, was sie sagt.

Ich drehe mich zu den beiden anderen um. »Mag sie mich nicht mehr, oder was ist los?«

»Ach was«, entgegnet Mike prompt. »Du hast doch eine reiche Großmutter, die unsere Forschungsstation am Laufen hält.«

»Ich, äh, ja, das stimmt.«

Ich stürze meinen Kaffee hinunter und frage mich, ob ich Terry wohl einholen kann. Doch Mikes Worte tönen und dröhnen und hallen überall in meinem Kopf nach. Duldet Terry mich vielleicht wirklich nur wegen Grannys Finanzspritzen? Ja, Mike macht gerne abfällige Bemerkungen, aber ich kann nicht umhin, mich zu fragen, ob in dem, was er sagt, nicht ein Körnchen Wahrheit steckt.

